

## Buchbesprechung

Sepp LINHART und Susanne WEIGELIN-SCHWIEDRZIK (Hrsg.): *Ostasien 1600 – 1900. Geschichte und Gesellschaft*. Wien: Promedia, 2004. 267 S. (Edition Weltregionen. Bd 10.) 24.90 EUR.

Die gute Nachricht vorweg: Dies ist ein wichtiges Buch, in einigen Partien spannend zu lesen. Der Herausgeber und die Herausgeberin haben sich zum Ziel gesetzt, „in Anlehnung an die vorwissenschaftlich virulenten Auffassungen zur Einheit Ostasiens Themen zu formulieren, die ermöglichen, das Vereinende, das Vergleichbare und das Abweichende in der historischen Entwicklung“ herauszuarbeiten (S. 10), wobei sie China, Japan und Korea in Betracht ziehen. Anders gesagt: Das Buch soll einen Einblick in Genese und Wandel von Identität und Diversität der Region Ostasien zwischen 1600 und 1900 vermitteln. Dabei setzen Herausgeber und Herausgeberin, Autoren und Autorinnen den Begriff Ostasien als gegeben voraus und erhellen ihn wie durch ein Spotlight, das auf einige Bereiche von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft hier und da im Berichtszeitraum gerichtet wird. Ostasien kommt also weder als Buchbinder-synthese aus disparaten Einzelbeiträgen in Betracht noch im Korsett einer oktroyierten Einheit, die als Ergebnis von Akkulturation an chinesische Vorbilder ausgegeben wird. Die Region Ostasien stellt sich somit dar nicht im Sinn europäisch-orientalistischer Arroganz als Einfalt in Vielheit, sondern im Sinn interkulturellen Respekts als Vielfalt in Einheit. Dieser Ansatz ist lobenswert, birgt aber Gefahren. Denn Ostasien reicht in den verschiedenen Beiträgen des Buchs ungleich weit. Oft umgreift der Begriff China, Japan und Korea. Gelegentlich aber findet doch so etwas wie Kulturexport aus China nach Ostasien statt (bspw. S. 55ff.) oder China wird gleich ganz neben Ostasien gestellt (S. 81).

Es bleibt also die europäische Perspektive. Ostasiatische Asien Diskurse wie etwa der Pan-Asianismus sind ausgeblendet und mit ihnen die gesamte Frage nach der Relevanz des (europäischen) Begriffs Ostasien in Ostasien selbst. Unter den Autoren und Autorinnen sind nur Ostasienwissenschaftler und Ostasienwissenschaftlerinnen deutscher Zunge. Der interkulturelle Dialog findet hauptsächlich

in den Literaturverzeichnissen statt. Berichte über Forschungskontroversen sind weitgehend ausgespart: Nur ein Beitrag unter zwölf behandelt einen Aspekt der Forschungsgeschichte (S. 229-244), tut dies vorsichtig wertend und schlüssig, während die meisten der übrigen Beiträge ohne Umschweife *medias in res* gehen. Das erleichtert zwar die Lektüre. Jedoch sind viele Seiten so von Schachtelsätzen beherrscht, daß sie ihre Informationen nur nach mehrfacher Lektüre preisgeben. Wer – mangels Register – das Buch in Gänze lesen will, sollte etwas Zeit mitbringen und munter sein.

### Einige Beiträge im einzelnen

Für Leser und Leserinnen mit begrenztem Zeitbudget bieten Erich Pilz, Rainer Dormels und Sepp Linhart in ihrem Einführungsbeitrag eine Art Überblick und stellen die wichtigsten Aspekte von Geschichte und Gesellschaft in China, Korea und Japan im Berichtszeitraum zusammen (S. 15-54). Es geht um „Blüte und Verfall der Ming“ und das europäische Interesse an China, „Macht und Reichtum der Qing“ und deren Desinteresse an Europa, des weiteren die „Außenbeziehungen“ (was immer darunter zu verstehen sei) Koreas nach China und Japan, die Innenpolitik Koreas, angereichert um ein paar Prisen Sozial-, Geistes- und Religionsgeschichte, sowie schließlich die „Abschließungs-politik“ Japans in der Tokugawazeit (wann immer es dazu gekommen sein mag), die nachfolgende, als einmaligen Vorgang hingestellte „Öffnung des Landes“ sowie dessen „Modernisierung“. Der Beitrag hat Lehrbuchcharakter, soll scheinbar gesichertes Wissen reproduzieren, nicht Ergebnisse neuer Forschung bekannt machen. Das Ganze wird übersichtlich dargeboten: Epochenbezeichnungen stehen stets sorgfältig mit Jahreszahlen, die Anfang und Ende markieren sollen, desgleichen sind Herrschernamen mit Regierungsdaten und andere Personennamen mit Lebensdaten versehen. Lesern und Leserinnen wird der technische Begriffsapparat der Berichtszeit in der Regel erspart, europäische Begriffswelt dominiert, vertreten beispielsweise durch Formulierungen wie „Fiskalordnung auf Silberbasis“ (S. 17) oder „Cliquenbildung“ (S. 22). Daneben figurieren „Machtwechsel“, gleich sieben an der Zahl zwischen 1600 und 1864 in Korea, das gleichwohl für den Gesamtzeitraum als „Ständestaat mit hierarchisch-starrer Gesellschaftsstruktur“ vorgestellt wird. Japan widerfuhr eine „Isolationspolitik“ (S. 41), deren ungeachtet „die wirtschaftlich erfolgreichen *daimyō*“ „die Bedeutung der merkantilistischen Politik“ erkannten (S. 46). Daß nach Gustav Schmoller Merkantilismus (wo auch immer) etwas mit der Förderung von Außenhandel zu tun hatte, wird den Lesern und Leserinnen vorenthalten.

Der zweite Beitrag schreitet vom Stoff zur Sprache, genauer gesagt zu der Frage „Verschiedene Sprachen, gemeinsame Schrift?“ (S. 55-79). Richard Trappl, Rainer Dormels und Susanne Formanek beschreiben „das Konstruktionsprinzip

chinesischer Zeichen“ und den „Export“ derselben „nach Ostasien“, womit offenbar die Anwendung der chinesischen Schrift in Japan und Korea gemeint ist. Zudem wird Hangul erklärt ebenso wie die „Entwicklung der japanischen Schrift [!] aus der chinesischen“. In Japan bestand „eine gewisse Arbeitsteilung zwischen dem Chinesischen und dem Japanischen“: Chinesisch blieb zuständig „für das wissenschaftlich Genaue, Historische und Öffentliche“, Japanisch hingegen „für Texte privaterer Natur, für das Lyrische und Fiktionale“ (S. 74). Gut zu wissen, daß man in Japan zwischen Historischem und Fiktionalem säuberlich zu unterscheiden verstand.

Von nun an geht's ins Einzelne. Susanne Weigelin-Schwiedrzik behandelt „Zentrum und Peripherie in China und Ostasien“ (S. 81-98). Zentrum sei der Ort der zunächst theokratischen, später säkularen Herrschaft des „Sohns des Himmels“, der die Einheit des Reichs garantieren soll. Peripherie seien Gebiete, über die der „Sohn des Himmels“ indirekt herrsche. Am chinesischen Beispiel zeigt der Beitrag die Spannung zwischen Zentrum und Peripherie und zwar unter Verwendung nicht ostasiatischer, sondern westlicher Herrschaftsmodelle, insbesondere derjenigen von Edward Shils und Shmuel Noah Eisenstadt. Der Spannung von Zentrum und Peripherie entspreche folglich die Spannung von Staat und Gesellschaft. Der Dynastiewechsel von den Ming zu den Qing wird nach diesem westlichen Modell als Ergebnis einer wiederholten „Gewichtsverlagerung“ vom Zentrum in die Peripherie und wieder zurück ins Zentrum beschrieben. In der späteren Qing-Zeit jedoch, glaubt Weigelin-Schwiedrzik, geriet das Prüfungssystem für die Beamten aus den Fugen und wurde von Korruption unterwandert. Ein aufgeblähter Beamtenapparat und angeblich starkes Bevölkerungswachstum als vermeintlicher Basisfaktor hätten die hausgemachten Probleme der Qing-Regierung seit Ende des 18. Jahrhunderts so sehr vergrößert, daß der „Staat“ die Kontrolle über die „Gesellschaft“ verlor und dann dem Ansturm der europäischen Kolonialmächte nicht mehr gewachsen sein konnte. Die Folge soll gewesen sein, daß sich das „ostasiatische Zentrum“ im 19. Jahrhundert von China nach Japan verschob (S. 97). So deutet die Autorin den Machtverfall der Qing Dynastie ahistorisch mit dem Instrumentarium westlicher Makrosoziologie. Die quellenkritische Frage, ob es den angeblichen Niedergang Chinas überhaupt gab, stellt sie nicht.

Das gilt auch für den folgenden Beitrag zu den „Außenbeziehungen“ Chinas von Margarete Griebler (S. 99-114). Ausgehend von Wolfgang Bauers Studie über *China und die Fremden* (1980) kategorisiert sie das Verhältnis Chinas zum Rest der Welt als sinozentrisches Tributsystem, das bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestand gehabt haben soll. „Außenpolitik“ sei bis in die frühe Qing-Zeit „Politik im asiatischen Raum“ gewesen (S. 101). Eingeschlossen waren danach Beziehungen zu den „Hirtenvölkern Innerasiens“ sowie nach Korea, Ryūkyū, Annam, Siam, Burma und Laos, obschon es bereits im 6.

Jahrhundert in Byzanz eine Übersetzergruppe für die Bearbeitung der Korrespondenz mit China gab und Beziehungen mit Persien und Indien spätestens seit derselben Zeit sowie mit Portugal seit 1517 bestanden. Die Qing demonstrierten dann Offenheit gegenüber „westlicher Wissenschaft und Technik“ und praktizierten so lange Toleranz gegenüber dem Treiben katholischer Missionare, bis päpstliche Intransigenz im sogenannten Ritenstreit die Regierung dazu zwang, die eifernden Glaubensboten auszuweisen. Gleich danach holt die Autoren das erhebliche Bevölkerungswachstum als Basisfaktor hervor. Dieser soll die Qing im 19. Jahrhundert vor unlösbare Probleme gestellt haben, die durch den britischen Druck auf die Freigabe des Opiumhandels noch potenziert worden seien. Jürgen Osterhammels Diktum folgend verharmlost die Autorin den ersten Opiumkrieg, der kein Kolonialkrieg, sondern eine ins Kriegerische verlängerte Kanonenbootaktion gewesen sei (S. 107). Gleichwohl stellt sie abschließend fest, die Intervention des Westens sei „letztlich zu einem entscheidenden Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung Chinas geworden“ (S. 113). Daß die Regierung des Vereinigten Königreichs in den 1840er und 1850er Jahren im asiatisch-pazifischen Raum die koloniale Option nicht nur in Erwägung zog, sondern auch wählte, bleibt unerwähnt, und dem Lesepublikum bleibt es überlassen sich vorzustellen, wie der erste Opiumkrieg hätte verlaufen müssen, hätte er sich bei der Autorin Respekt verschaffen wollen.

Vom militärisch-politischen „Niedergang“ Chinas werden die Leser und Leserinnen nach Japan und in dessen „gesellschaftliche Ordnung“ geführt. Klaus Vollmer beschreibt das „Modell japanischer Gesellschaftsstrukturen“, stellt es der Realität entgegen und zeigt Widersprüche zwischen Theorie und Praxis (S. 115-138). Der Theorie nach sei japanische „Gesellschaft“ eine festgefügte Ordnung aus vier Berufsständen und daran gebundenen Ehrencodices; der Praxis nach jedoch ein Kampffeld um die „Möglichkeiten wirtschaftlichen Wohlstands“ (S. 115). Der Autor kontrastiert zudem die Dörfer und deren Bewohner als Träger einer auf Bewahrung der „traditionellen Subsistenzgrundlage“ zielenden agrarisch dominierten Wirtschaft mit den Städten und deren Bewohnern als Gewerbetreibenden. Zwar weist er zu Recht darauf hin, daß ein Großteil des Kriegeradels in Städten wohnhaft war und dort anderen als Gewerbetätigkeiten nachging. Aber die Dynamik der zunehmend auf den Markt und daher ebenso gewerblich orientierten dörflichen Wirtschaft bleibt unerwähnt. Statt dessen kommt Norbert Elias zu Wort, der, so lesen wir, den besonders hohen Grad der Regelungsdichte für die „Angehörigen der Führungseliten“ erkannt habe (S. 124). Dies sei für Ostasien insgesamt gültig gewesen. Schade nur, daß Elias seine europäischen Quellen mißverstand. Keineswegs unterwarfen sich irgendwo „Eliten“ einer besonders rigorosen Affektkontrolle, sondern die Modalitäten, mit denen sie ihre Affekte kontrollierten, waren andere als diejenigen, die städtische und dörfliche Bewohnergruppen anwandten.

Vollmer beschreibt, weitgehend zutreffend, Japan als Raum, in dem vertikal koordinierte Gruppen nebeneinander bestanden. In diesem Raum waren Diskurse über überörtliche soziale Hierarchien in der Regel aufs Theoretische begrenzt. Das aber ist im Modell westlicher Gesellschaften, wie Elias sie sich vorstellte, anders. Dort bestehen überörtliche soziale Hierarchien nicht nur in der Theorie, sondern setzen sich um in praktisches Verhalten. Der Beitrag Vollmers demonstriert also unfreiwillig die Aporie, in die ein westliches Gesellschaftsmodell des 20. Jahrhunderts führt, wenn es auf Ostasien der Zeit vor dem 20. Jahrhundert angewendet wird.

Angela Schottenhammer leitet zurück auf die Felder und behandelt „landwirtschaftliche Entwicklungen in Ostasien“ am Beispiel Chinas (S. 139-157). Nach Aufzählung der hauptsächlichlichen Nutzpflanzen bespricht sie das Bevölkerungswachstum sowie den Anstieg der *cash crop* Produktion und bietet eine Übersicht über das physiokratische Schrifttum Chinas. Es folgt der Beitrag von Susanne Formanek über „Familie und Bevölkerungsentwicklung in Japan und China“ (S. 159-182). Die Autorin räumt gründlich mit der Vorstellung auf, daß demographischer Wandel so etwas wie ein Basisfaktor sein könne, der den Anfang von Erklärungsketten für anders nicht weiter erklärbare Sachen bilde. Sie belegt hingegen, daß demographischer Wandel Resultat einer Kombination von sozioökonomischen und politischen Faktoren sowie der Wirkungen gewandelter Umweltwahrnehmungen sein kann. In ihrer nicht nur gründlichen, sondern über weitere Strecken aufregenden Darstellung kontrastiert sie die demographischen Verhältnisse in China und Japan, welches letzteres für das 18. Jahrhundert weltweit zu den demographiegeschichtlich am besten dokumentierten Ländern gehört. Sie zeigt, daß sowohl das geringe Bevölkerungswachstum in Japan zwischen 1721 und 1846 als auch das hohe Bevölkerungswachstum in China zwischen 1600 und 1850 aus jeweils spezifischen kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Umständen folgte. Diese an sich schon komplexen Zusammenhänge werden noch erweitert durch einen vergleichenden Überblick über die Trends der Familiengeschichte in China und Japan. Der Überblick zeigt, daß in Japan die Tätigkeit von Frauen nicht auf Reproduktion und Haushaltsarbeit begrenzt war, sondern daß Frauen eine zentrale Rolle in der *cash crop* Produktion hatten, auch in handwerkliche Tätigkeiten einbezogen waren und folglich wesentlichen Anteil am Marktgeschehen hatten. Die These der Autorin, daß die aus diesen Ursachen resultierende „*industrious revolution*“ im 19. Jahrhundert wiederum Auswirkungen auf das generative Verhalten hatte (S. 175), ist bestechend.

Sepp Linhart folgt mit einem Abriss zu „Verstärkung und Populärkultur“ (S. 183-195) und zeigt die „Orte des Bösen“ (S. 183-195), das sind Theater und Bordelle, in Edo, das im 18. Jahrhundert nicht nur die bevölkerungsstärkste, sondern auch am dichtesten besiedelte Stadt der Welt war. Die Metropole

produzierte ihre eigene Kultur, und die, meint Linhart, sei aufs engste an die „Orte des Bösen“ geknüpft gewesen. Dann geht es schnell zurück in die Welt des Rechten und Guten: Hans van Ess führt durch die Text- und exegetische Tradition der Werke des Meisters Kong (S. 197-215). Zur Abrundung des Spektrums folgt ein Ausflug in die vom Islam dominierten „Westgebiete“ Chinas. Ralph Kanz untersucht (S. 217-228) die Stellung der Muslime im Reich der Qing, unter denen China die größte territoriale Ausdehnung in seiner Geschichte erreichte. Bei seiner Darstellung greift er dennoch bis in die Tang-Zeit zurück, skizziert die hauptsächlichlichen „Wellen“ der Islamisierung Zentralsiens und bespricht die Aufstände muslimischer Gruppen gegen die Herrschaft der Qing. Der Dschungarenkrieg wird ausgeblendet, ebenso die ausdrücklich kolonialistischen Ideologien, die ihn auf Seiten der Qing begleiteten.

Den Band schließen zwei thematisch getrennte Beiträge zu Fragen der Modernisierung. Zunächst fragt Erich Pilz „Warum nicht China?“ und stellt den Stand der Forschung zu Antworten auf „Fragen zum ‚Niedergang‘ des Reiches der Mitte nach 1800“ dar (S. 229-244). Ausführlich geht er auf die Thesen einer Gruppe amerikanischer Wirtschaftshistoriker um Kenneth Pomeranz ein, deren Studien zur Geschichte der Weltwirtschaft einiges Aufsehen in den 1990er Jahren erregten. Diese Gruppe untersuchte auf vergleichender Basis die Bedingungen der Industrialisierung im Yangtse-Delta und in Nordwesteuropa bis 1800. Das in einer großen Zahl umfangreicher Veröffentlichungen niedergelegte Ergebnis lautete, daß die industrielle Entwicklung in Teilen Chinas bis ans Ende des 18. Jahrhunderts mit derjenigen in Teilen Europas vergleichbar war. China sei erst im 19. Jahrhundert gegenüber Europa ins Hintertreffen geraten in der Folge einer „Reihe von Zufällen“, unter denen die Entdeckung der Kohle und die koloniale Expansion nach Amerika die wichtigsten gewesen seien.

Pilz geht mit dieser These scharf ins Gericht. Zunächst weist er nach, daß sie in den 1990er Jahren nicht neu war, sondern aus der verspäteten westlichen Rezeption von Forschungen erwuchs, die bereits in den 1950er und 1960er Jahren in China und Japan erbracht worden waren. Zudem stellt er klar, daß der methodologische Horizont der Wirtschaftsgeschichte, in den die amerikanische Forschergruppe eingebunden war, die Komplexität der thematisierten Veränderungen von Makrostrukturen unangemessen reduktionistisch erkläre. Beispielsweise habe die amerikanische Forschergruppe die politische Ökonomie der Rivalität unter den entstehenden europäischen Nationalstaaten als gegebenes allgemeines Prinzip vorausgesetzt, obschon der chinesische Universalismus mindestens bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ebenso gut als solches Prinzip habe gelten können. Lasse man aber schon allein diese Alternative zu, reiße die Argumentationskette der Forschergruppe. Schließlich bestreitet Pilz, daß es

einen allgemeinen „Niedergang“ Chinas überhaupt gegeben habe, da auch im 19. Jahrhundert in China Gegenden mit Wachstum und Gegenden mit „Niedergang“ miteinander vergesellt gewesen seien. Gegen Pomeranz und seine Gruppe setzt Pilz die These, daß der partielle „Niedergang“ die Folge einer übereilten und mißverstandenen Verwestlichung gewesen sei. Seine These, daß die globale europäische Expansion China unterdrückt habe, ist aktuell und sollte der Apologie der Gruppe um Pomeranz entgegengestellt werden, bestätigt sie doch die chinesische These, daß die Faktoren des partiellen „Niedergangs“ Chinas exogen waren und nicht, wie im Westen immer wieder behauptet, endogen.

Der Band schließt mit einer Besprechung der „historischen Voraussetzung erfolgreicher Modernisierung“ in Japan (S. 245-267). Wolfgang Schwentker bietet einen *epilogue for slow-witted readers*, Thesen und Aspekte synthetisierend, die anderen Stellen des Buchs bereits breiter ausgeführt wurden. Auch für Schwentker war Demographie Basisfaktor: „Die demographische Stagnation bewirkte in Verbindung mit dem ökonomischen Wachstum einen Anstieg des Pro-Kopf-Einkommens“ (S. 250). Woher das Wachstum kam, bleibt unerklärt. Seltsame Logik also: In Japan fällt wirtschaftliches Wachstum vom Himmel auf eine sich selbst in Maßen reproduzierende Bevölkerung – real wachsendes Einkommen durch metaphysische Ursache. Doch Wandel konnte sich für Schwentker in Japan auch ohne Metaphysik vollziehen: „wirtschaftliche Konsolidierung insbesondere im frühen 18. Jahrhundert“ entstand als Folge einer geänderten Arbeitsethik, die mehr Emsigkeit und Fleiß verordnete (S. 255). Dies geht in seinem Beitrag so: Der Schutzheilige Max Weber erscheint und stößt die Metaphysik zurück in die harte Realität der edozeitlichen, von Ethik triefenden „Hausgesetze“ der Großhändler“ (ebenda). Diese zwingen die Menschen zum Arbeiten, und die Wirtschaft wächst. Dann aber – wir sind im Beitrag Schwentkers jetzt ans Ende des 19. Jahrhunderts gelangt – siegt doch das Bevölkerungswachstum, das nunmehr (S. 256) stark ansteigt und überraschenderweise einen „Anstieg des Pro-Kopf-Einkommens“ nach sich zieht. Gegen Ende des Beitrags feiert plötzlich der Feudalismus fröhliche Urständ als das eigentliche Vehikel der Modernisierung: Er beschert Japan paradoxerweise am Ende des 19. Jahrhunderts den Zentralstaat, noch einmal wirtschaftliches Wachstum und Großmachtstatus, während zu gleicher Zeit China sich in die Machtlosigkeit dezentralisiert (S. 263). Dies behauptete freilich nicht erst Madeleine Zeldin im Jahr 1997, wie Schwentker meint, sondern (mit weiser Beschränkung auf Japan) Rutherford Alcock bereits im Jahr 1861.

#### Kommentar

Der Band ist handwerklich solide gearbeitet. Faktenfehler sind selten. In einem Abschnitt (S. 119-120) wird irrtümlich „Tokyo“ gleich dreimal als Residenz des

Tennō in der Edo-Zeit angegeben. Eine vergleichende Tabelle der Entwicklung von Exporten und Importen für den Zeitraum von 1871 bis 1895 gibt in den Spalten „Import: 1871-75“ und „Import: 1891-95“ jeweils den größten Einzelposten mit „Sonstiges“ an. Das mag zutreffend sein, reduziert aber den Aussagewert der Tabelle, wohingegen eine Aufgliederung dieses Postens hilfreich gewesen wäre. Mehr als derlei Flüchtigkeiten stört das Verfahren der Wiedergabe nicht-deutscher Texte. Daß Zitate aus dem Englischen und Französischen im Original gebracht werden, mag aus dem Bemühen um Authentizität erklärbar sein. Nicht nachvollziehbar ist jedoch, wenn Zitate aus dem Lateinischen (S. 115), Chinesischen (S. 127) und dem Japanischen (S. 129) in englischer Version wiedergegeben werden, oder wenn Zitate aus dem Japanischen zwar in deutscher Übersetzung erscheinen, jedoch mit dem Vermerk „Orig. engl.“ (S. 124-125). Letzterer Vermerk ist nur verständlich, wenn unterstellt wird, daß der Verfasser zwischen Original und Vorlage nicht zu unterscheiden weiß.

Unzulängliche Vertrautheit mit der Fachterminologie liegt nun aber nicht nur hier und da der Gestaltung des Nachweisapparats zugrunde, sondern auch Sachaussagen. Ein Autor, der „familiär“ schreibt, wenn er familial meint, enthüllt ebenso mangelnde sozialgeschichtliche Kenntnisse (S. 131) wie ein Autor, der (S. 115) von „genauen Vorstellungen von Status und Stand“ fabuliert und so zu erkennen gibt, daß ihm nicht geläufig ist, daß diese Formulierung für den in Betracht stehenden Zeitraum Hendiadyoin ist. Denn sowohl Status als auch Stand, als Fremdwort im ersten, als Lehnbildung im zweiten Fall, leiten sich von Lateinisch *status* her und waren über lange Zeit im europäischen Sprachraum auf dieselben Sachen bezogen. Für die Notwendigkeit einer begrifflichen Unterscheidung von Status und Stand im Japan der Edozeit gibt es ebenfalls keinerlei Belege.

Schließlich gibt sich die Darstellung von Ostasien in Beschränkung auf „Geschichte und Gesellschaft“ altmodisch. Zwar fehlt bei der Erwähnung von „Zeremoniell und Etikette“ nicht der Eindruck von Gelehrsamkeit erheischende Hinweis auf das Werk von Altmeister Norbert Elias (S. 124), wohl aber die Nachricht, daß in den vergangenen zwanzig Jahren Elias' Werk einer tiefgreifenden Kritik unterzogen worden ist und daher zur unbefangenen Lektüre nicht ohne weiteres empfohlen werden darf. Der Lapsus deutet über sich hinaus darauf hin, daß die „kulturwissenschaftliche Wende“ (Otto Gerhard Oexle) die deutschsprachige Ostasienwissenschaft bisher unbeeinflusst gelassen hat: Kein Hinweis auf *Performative Turn*, geschweige denn das ohnehin nicht mehr taufrische *Linguistic Turn*. Eine Berücksichtigung der „kulturwissenschaftlichen Wende“ würde, neben manch anderem, auch die Einsicht gefördert haben, daß bei Betrachtung des Gewesenen eine Pluralität von Realitäten in den Blick gerät, die die aristotelische Dichotomie von Fiktionalem und Historischem bestenfalls

unzureichend erfassen kann. Die meisten Autoren und Autorinnen folgen jedoch den methodologischen Prämissen der historischen Sozialforschung und suchen Letztursachen in materiellen Lebensbedingungen. Dabei wird in der Regel übersehen, daß die materiellen Lebensbedingungen, so sie denn rekonstruierbar sind, von den Akteuren einer jeweiligen Zeit unterschiedlich wahrgenommen wurden und daß solche epochen-, gruppen- und ortsspezifischen Perzeptionen auf die materiellen Lebensbedingungen deren Wirkungen nachhaltig beeinflussen konnten. So besteht das wichtigste Defizit des Bands in der nahezu vollständigen Abwesenheit von Aussagen über Perzeptionen der sozialen und physischen Umwelt, obschon Susanne Formanek in ihrem Beitrag zur historischen Demographie die Notwendigkeit der Beachtung solcher Perzeptionen erweist. Ihre Aussagen schlagen aber ebenso wenig wie die Bedenken, die Erich Pilz gegen ökonomischen Determinismus vorbringt, auf die Konzeption der übrigen Beiträge durch. So ist es paradigmatisch, daß das Buch mit einem Aufsatz schließt, in dem Max Weber als Sinngeber gepriesen wird. All dessen ungeachtet gibt das Buch einen informativen Überblick. Es urteilt ausgewogen und vorsichtig. Es sollte ein breites und dankbares Publikum finden und darüber hinaus, besonders durch seine Schwächen, dazu einladen, die Forschung voranzutreiben.

Tsukuba

Harald Kleinschmidt